

Karl Pinggéra

**Texte aus der Hessischen
Stipendiatenanstalt**

Marburg 2023

Von 2014 bis 2023 durfte ich das wohl schönste Ehrenamt ausüben, das das akademische Marburg zu vergeben hat: das Amt des Ephorus der Hessischen Stipendiatenanstalt. Dem Vorsteher dieser traditionsreichen, 1529 gegründeten Einrichtung obliegt unter anderem die geistliche Begleitung des Hauses. Gelegenheiten dafür sind die Gottesdienste zu Semesterbeginn und Semesterende, Ansprachen in der Rolle des heiligen Nikolaus oder auch die kurzen Geleitworte für die Jahresberichte. Die Ansprachen habe ich meist frei gehalten und nur selten verschriftlicht. Auf einige Exemplare bin ich gestoßen, als ich zum Abschied aus dem Amt meine Datei „Ephorus“ durchstöberte und das meiste darin schließlich entsorgte. Als kleinen abschiedlichen Gruß im Rückblick auf eine schöne und bereichernde Zeit stelle ich die Texte hier zusammen und füge am Schluss die Plakate für die Lectiones Philippinae hinzu als Höhepunkte meines ephoralen Daseins, die ich vor dem Einschnitt durch Corona jedes Sommersemester durchführen durfte.

Geleitwortwort für den Jahresbericht 2018/19	3
Brief zu Beginn des Sommersemesters 2020 im Lockdown	5
Geleitwort für den Jahresbericht 2020/21	7
Andacht im Gottesdienst zu Semesterbeginn, 14. April 2021	9
Ansprache des hl. Nikolaus beim Wichtelfest, 15. Dezember 2021	13
Ansprache im Gottesdienst zu Semesterbeginn, 13. April 2022	15
Ansprache des hl. Nikolaus beim Wichtelfest, 14. Dezember 2022	18
Geleitwort für den Jahresbericht 2023.....	20
Plakate der Lectio Philippina 2016–2019.....	21

Geleitwortwort für den Jahresbericht 2018/19

In der unmittelbaren Nachbarschaft der Stipendiatenanstalt, im Marburger Schloss, fand im Jahr 2017 die zentrale Ausstellung der Universität zum Jubiläumsjahr der Reformation statt. Die reich bestückte und didaktisch hervorragend aufbereitete Ausstellung stand – naheliegenderweise – unter dem Thema „Bildungsereignis Reformation“. Naheliegenderweise, weil unsere Alma Mater Philippina von sich behaupten darf, die erste Universitätsgründung aus dem Geiste der Reformation gewesen zu sein. Im Zusammenhang mit der Gründung Philipps von Hessen 1527 ließen sich verschiedene Themen zum Verhältnis von Bildung und Reformation beleuchten. Die Behauptung ist nicht übertrieben, dass die Reformation ganz wesentlich auch ein Bildungsereignis war.

Wer durch diese Ausstellung von Vitrine zu Vitrine wanderte, stieß auf zwei handgeschriebene Zettel, die sich in das Jahr 1570 datieren lassen und die den Speiseplan der Stipendiatenanstalt jenes Jahres auflisten: „Zu morgen eine suppe, ein essen fleisch, ein keeß ...“. Es war eine reizvolle Mühe, die verschnörkelte Handschrift zu entziffern und der nicht eben kargen Speisefolge ansichtig zu werden. Freilich ist zuzugeben, dass dieser Speisplan denn auch das einzige Artefakt war, mit dem auf die Stipendiatenanstalt, die ja in unmittelbarem Zusammenhang mit der Universitätsgründung stand, hingewiesen wurde. Hatte das Jahr 2017 gewissermaßen die Dekade zum 500. Gründungsfest der Universität 2027 eingeläutet, so wird uns heuer, im Jahr 2019, bewusst, dass „wir“ in zehn Jahren ebenfalls 500. Geburtstag feiern werden. Unser Gründungsstatut stammt aus dem Jahr 1529.

Vielleicht ist es gar nicht so falsch, wenn uns die Ausstellung ausgerechnet mit einem Küchenzettel präsentiert hat. Denn die gemeinsame Tafel, die Küchen- und Tischdienste, die phantasievollen Buffets bei diversen Feiern, all das macht einen nicht unwesentlichen Teil der Hausgemeinschaft aus. Das wird früher nicht anders gewesen sein. Der Tisch ist vielleicht das ursprünglichste und stärkste Symbol für Gemeinschaft. Es ist kein Zufall, dass der Tisch im Zentrum einer Kirche steht, auch der Schlosskapelle, in der wir zu Beginn und am Ende eines Semesters das Abendmahl miteinander feiern – Zeichen der Gemeinschaft mit Gott, die aller menschlichen Gemeinschaft vorausliegt und sie unterfasst. So wirken die reformatorischen und religiösen Impulse aus der Zeit Philipps des Großmütigen bis heute weiter. Auch heute ist das Mittagessen alles andere als karg, aber die Gerichte sind viel abwechslungsreicher und bekömmlicher als damals. Unser Dank dafür geht an Frau Inge

Achenbach, unserer Leib und Seele zusammenhaltenden Köchin und Hauswirtschaftsleiterin. Auch den Tutor/innen der vergangenen Jahre sei an dieser Stelle für ihr Engagement gedankt, besonders in der Zeit der Vakanz unsrer Repetentenstelle.

Im Jahr 2017 haben wir Frau Pfarrerin Dr. Frauke Krautheim mit ihrer Familie feierlich verabschiedet. Der Dank für ihren Dienst verband sich mit den Segenswünschen für ihr künftiges Wirken als Pfarrerin in Rauischholzhausen. Als Nachfolgerin konnten wir 2018 nicht minder feierlich Frau Pfarrerin Katharina Scholl in ihr neues Amt einführen. Vor ihrem Vikariat hatte sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am ‚Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart‘ am Fachbereich Evangelische Theologie in Marburg gearbeitet. Mit der ihr eigenen Kreativität und Experimentierfreudigkeit setzt Frau Scholl frische Akzente im Hausleben. Als neues Mitglied in der Verwaltungskommission konnten wir 2018 Frau Kollegin Antje Röder, Professorin für Methoden der Empirischen Sozialforschung am Institut für Soziologie, willkommen heißen. Ihr und den übrigen Mitgliedern der Verwaltungskommission möchte ich für die Bereitschaft danken, die Belange unseres Hauses kontinuierlich zu begleiten. In den Dank eingeschlossen sollen auch die Präsentationsstädte sein, die uns durch ihre Beiträge unterstützen und die Verbindung mit unserem Haus aufrechterhalten.

Dem Haus und seiner Bewohnerschaft gilt mein Wunsch: *vivat, crescat, floreat!*

Brief zu Beginn des Sommersemesters 2020 im Lockdown

Nachdem wir uns zu Semesterbeginn nicht wie gewohnt sehen können, möchte ich Sie wenigstens auf diesem Weg grüßen.

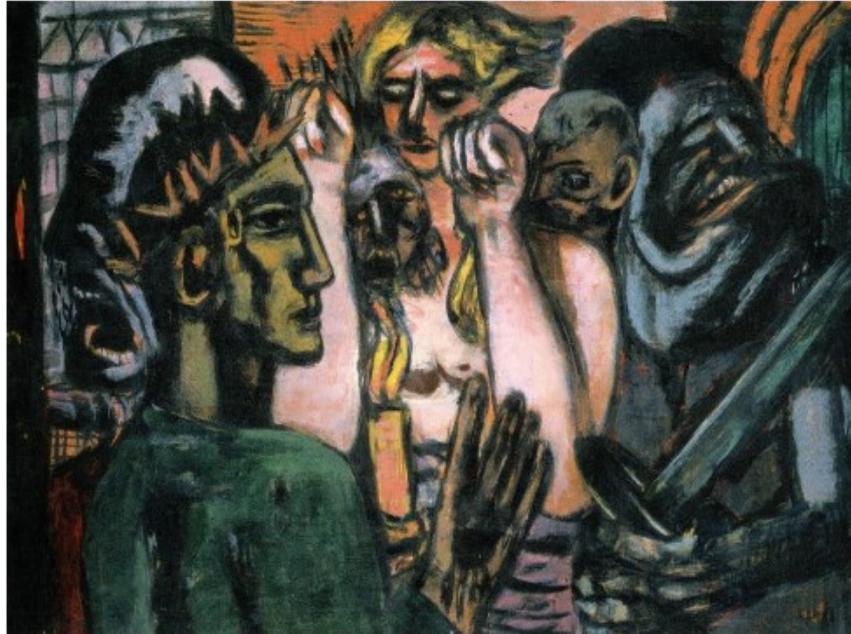
Sie stehen am Beginn eines Semesters, wie es in unserer Universitätsgeschichte wohl einmalig ist. Ich selbst bin davon nicht unmittelbar betroffen, weil ich mich den Sommer über im Forschungsfreisemester befinde. Deswegen schreibe ich Ihnen heute auch aus dem gespenstisch ruhigen Berlin. Aber aus den vielen Telefonaten, die ich in letzter Zeit mit Kolleginnen und Kollegen geführt habe, kann ich erahnen, welche Umstellungen das Online-Studium für Lehrende und Studierende mit sich bringt. Einiges wird der Kunst der Improvisation überlassen bleiben. Ich habe heute Vormittag (erstmals) eine mündliche Nachprüfung aus dem Wintersemester über Zoom von zu Hause aus abgenommen – mit dem tiefen Empfinden, endlich ganz an der Spitze des Fortschritts zu stehen!

Sie werden viel Zeit am Handy verbringen und schon alle möglichen Videokonferenz-Anbieter durchprobiert haben. Ich wünsche Ihnen viele gute Begegnungen über diese Kanäle, auch wenn sie das „echte“ Zusammensein in der analogen Welt nicht ersetzen können. Über Whatsapp und Telefon hat mich unsere Repetentin immer wieder auf dem Laufenden gehalten. Und so habe ich auch einen kleinen Einblick gewonnen, wie das Leben in der Stipe unter Corona-Bedingungen verläuft. Sie müssen auf Vieles verzichten, was die Hausgemeinschaft zusammenhält. Manchen wird die Decke gehörig auf den Kopf fallen. Einige haben sich aus nachvollziehbaren Gründen entschieden, diese Wochen nicht auf dem Schlossberg zu verbringen. Andere sind geblieben und müssen mit der Spannung zurechtkommen, soziales Abstandnehmen mit den Notwendigkeiten des Wohnheimlebens auszugleichen. Denn das Leben in der Stipe ist wesentlich geteiltes Leben. Das fängt schon bei den Gemeinschaftsduschen, den Bereichsküchen oder den Waschmaschinen an, von der Nutzung der Gemeinschaftsräume nicht zu reden.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie weiterhin einen guten Weg finden, mit den Herausforderungen dieser Tage umzugehen. Bedenken und Befürchtungen, die hie und da aufkommen mögen, sollten den gebührenden Raum bekommen und ernst genommen werden.

Nachdem diese Zeit wenig äußere Ablenkungen bereithält, bin ich in den Tagen vor Ostern dazu gekommen, eine Grußkarte zusammenzubasteln. Ich füge das Ergebnis meiner gestalterischen Bemühungen dieser Mail bei; das verwendete Bild von Max

Beckmann kopiere ich hierher. Die Betrachtung des Gemäldes, es stammt aus dem Jahr 1948, mag ein gewisser Ersatz sein für die Predigt, die ich Ihnen unter normalen Umständen im Eröffnungsgottesdienst gerne gehalten hätte.



Es ist ein uraltes Motiv der christlichen Bildsprache, das hier aufgegriffen wird. Es ist das Bild des Karsamstags: Christus steigt hinunter in den Hades, in das Reich des Todes. Er zerbricht die eisernen Riegel und Tore, mit denen Tod und Teufel die Toten gefangen halten. Diese lebensfeindlichen Mächte hat Beckmann geradezu beklemmend brutal dargestellt. Und doch lässt sich Christus nicht aus der Ruhe bringen. Er trägt Licht und Freiheit in dieses letzte Dunkel und in diese totale Gefangenschaft.

Was ich daraus in einer Predigt genau gemacht hätte, kann ich vom Schreibtisch aus schlecht abschätzen. Auf alle Fälle wäre es der Versuch gewesen, Ihnen ein bisschen Mut zu machen in den großen und den kleinen Dunkelheiten, die jedes Menschenleben begleiten. Ob Sie sich selbst als religiös verstehen oder nicht: Ich wünsche Ihnen, dass Sie von einem tiefen Vertrauen in den Grund des Lebens getragen werden; dass, im Bilde gesprochen, in jeder Finsternis ein Licht für Sie scheint.

Ich freue mich schon sehr darauf, Sie in Marburg wiederzusehen, wenn die Restriktionen einmal zurückgefahren sind. Bis dahin: Bleiben Sie gesund!

Geleitwort für den Jahresbericht 2020/21

Der vorliegende Jahresbericht orientiert sich an den vier Jahreszeiten. Nachdem ich in München aufgewachsen bin, erscheint vor meinem geistigen Auge als eines der ersten Bilder, die sich beim Stichwort „Vier Jahreszeiten“ einstellen, das traditionsreiche Luxushotel gleichen Namens in der Maximiliansstraße. Es ist nicht das einzige Hotel im höheren Preissegment, das sich mit diesem Namen schmückt. Die Auswahl reicht von Binz bis Garmisch. Vermutlich soll die Wahl dieses Namens zum Ausdruck bringen, dass es sich in diesen Häusern immer gut leben lässt, auch in den ungemütlicheren und verregneten Perioden des Jahres. Das Münchner Etablissement versüßte seinen Gästen den Aufenthalt schon bei seiner Einweihung 1858 mit sechs Marmorbädern sowie mehreren „Wellenschaukelbädern“, die der „Nervenstärkung“ dienen sollten.

Von solchem Luxus ist die Stipendiatenanstalt auch im Jahr 2021 noch weit entfernt. Whirlpools stehen nicht zur Verfügung, und auch sonst ist die Grundausstattung eher spartanisch. Und doch macht der Jahresbericht deutlich: Auch hier lässt es sich zu allen vier Zeiten des Jahres gut leben. Die Coronazeit hat die Wahrheit neu zum Leuchten gebracht, dass das gute Leben nicht von schönen Dingen, sondern von menschlichen Beziehungen abhängt. Und was die Qualität des Miteinanders angeht, ist die Stipendiatenanstalt eben doch eine Luxusherberge. Natürlich war die Gestaltung des Hauslebens unter den Coronabedingungen weiterhin schwierig und, wie könnte es anders sein, konfliktrichtig. Dennoch haben alle in der Hausversammlung konstruktiv Lösungen gesucht und gefunden. Dass die Hausgemeinschaft zusammengehalten hat, ist letztlich das Verdienst aller Bewohner/innen, doch will ich an dieser Stelle den Tutoren und der Repetentin ausdrücklich für ihr unermüdliches Engagement danken.

Mein Dank gilt auch den Mitgliedern der Verwaltungskommission, die in diesem Jahr ruhestandsbedingt aus dem Gremium ausgeschieden sind: Kanzler Dr. Friedhelm Nonne und Propst Helmut Wöllenstein. In den vielen Sitzungen der Kommission, aber auch darüber hinaus, konnte man beobachten, mit welcher Sympathie der Kanzler das Haus „Am Schloss“ begleitet hat. Was die Stipendiatenanstalt Herrn Nonne verdankt, kann an dieser Stelle nicht aufgezählt werden. Auch der Propst ist ein vielbeschäftigter Mann, und wir haben allen Grund zur Dankbarkeit für seine treue und engagierte Mitarbeit in der Kommission. Auch Herrn Wöllenstein merkte man an, dass er ein Gespür für die Besonderheit des Hauses hatte. Der neue Kanzler, Dr. Thoralf Held, hat die Arbeit in der Verwaltungskommission bereits aufgenommen

und sich durch die vielen Winkel des Hauses führen lassen. Die Anfänge geben allen Anlass, uns auf eine schöne und gute Zusammenarbeit zu freuen. Im Wintersemester werden wir dann den neuen Propst des Sprengels Marburg, Dr. Volker Mantey, begrüßen dürfen. Im November steht schließlich der Wechsel auf der Repetentinnenstelle an.

Le quattro stagioni verheißen Beständigkeit und sind doch dem Wandel unterworfen, weil jedes Jahr seine eigenen vier Jahreszeiten hat. Auf jeden Fall begleitet Sie alle mein Wunsch, dass auf den kältestarrenden Septakkord des *Corona-Inverno* die heiter-anmutige *danza pastorale* einer *Primavera* ohne Masken und Abstandsregeln folgen möge.

Andacht zu Semesterbeginn

14. April 2021

Im akademischen Leben gibt es, man muss es zugeben, kaum etwas Stumpfsinnigeres als Korrektur zu lesen. In diesem wenig beneidenswerten Zustand befand ich mich in der Woche nach Ostern. Dringend (wie immer ist es dringend) soll ein Buch fertig werden mit ausgewählten Texten rumänisch-orthodoxer Theologen und Mönche. Während ich mich also mit gezücktem Korrekturstift durch die Seiten pflügte, blieb es nicht aus, dass ich hie und da doch noch etwas vom Inhalt der Texte mitbekam. Ein guter Korrekturleser soll das zwar nicht, doch lässt es sich nicht immer vermeiden. Kurzum, in einer geistlichen Ansprache erzählte einer meiner Autoren eine Geschichte nach, die ich irgendwoher kannte. Aber woher? Endlich war der Anlass gefunden, das einschläfernde Achtgeben auf falsche Kommasetzung, fehlende Formatierungen oder gar echte Tippfehler zu unterbrechen, um eine kleine Recherche anzustellen. Die Suche führte denn auch schnell zum Ziel: Natürlich, es war Tolstois Erzählung von den „Drei Einsiedlern“, die mein rumänischer Autor – übrigens in einer stark verkürzenden, die Pointe fast verfehlenden Eigenversion – wiedergegeben hatte. Ich habe den alten Band mit Tolstois „Volkserzählungen“ aus unserem Bücherschrank gezogen, mich auf das Sofa gestreckt und die Erzählung, seit langer Zeit, wieder einmal gelesen. Geschenke, glückliche Zeit.

Ich berichte Ihnen also von meinem intellektuellen Highlight der vergangenen Woche, wenn ich Ihnen die Erzählung „Die drei Einsiedler“ vorstelle, die den Untertitel trägt: „Ein Volksmärchen von der Wolga“.

„Ein Bischof fuhr einmal auf dem Schiffe von Archangelsk nach dem Kloster Solowki. Auf dem Schiffe fuhren auch Pilger zu den lieben Heiligen. Der Wind war günstig, das Wetter klar, die See nicht bewegt. Von den Pilgern lagen die einen, die anderen aßen, wieder andere saßen in Gruppen beieinander und plauderten.“ Mit diesen Worten beginnt die Geschichte; die Bühne für das Folgende steht bereit. Wir befinden uns an Deck eines Schiffes, das Pilger über das Weiße Meer im hohen Norden Russlands zu einem bekannten Wallfahrtsort bringt, dem Solowjetzki-Kloster, das sich auf einer der zahlreichen Inseln in jenem Nebenmeer des arktischen Ozeans befindet. An Deck des Schiffes mischt sich der Bischof unter das Volk und hört, wie man von drei wundersamen Gestalten erzählt, die seit Menschengedenken allein auf einer kleinen Insel hausen. Schaut man ganz genau hin, dann kann man das Inselchen mit bloßem Auge am Rande des Horizontes erkennen. Einige Fischer seien den

dreien einmal begegnet. Es seien „Männer Gottes“, die für das Heil ihrer Seele lebten. Der eine sei klein, gebückt und wohl über hundert Jahre alt. Er lächle stets und habe ein lichtiges Antlitz wie ein Engel. Der zweite, von stärkerer Statur, gehe in einem zerlumpten Kaftan herum, während der dritte von großer Gestalt und finsterem Aussehen sei. Der schneeweiße Bart reiche ihm bis an die Knie; er sei ganz nackt und nur von einer Bastmatte bekleidet.

Diese Beschreibung weckt das Interesse des Bischofs. Hier wird ein Ideal orthodoxer Heiligkeit greifbar: das weltabgewandte Einsiedlertum, das in völliger Bedürfnislosigkeit vor und für Gott lebt. Schnell ist der Entschluss gefasst: Der hohe Geistliche muss auf diese Insel. Das Schiff nimmt einen Umweg und wirft vor der kleinen Insel den Anker. Die letzten Meter wird der Bischof mit einem Ruderboot an das Ufer gebracht. Und siehe: Dort stehen auch schon die drei merkwürdigen Gestalten, die sich vertraut an den Händen halten.

Der Bischof spricht sie freundlich an, verweist auf sein Hirtenamt und bietet sich an, den einsamen Männern geistliche Belehrung zu spenden. Die Greise schweigen und lächeln. Der Bischof setzt noch einmal an, diesmal mit der Frage: „Saget mir, was tut ihr, um das Heil eurer Seele zu finden? Wie dient ihr Gott?“ Die Greise sehen sich verlegen an, nach einer Weile ergreift der älteste das Wort: „Wir verstehen nicht, o Knecht Gottes, Gott zu dienen; wir dienen ja nur uns selbst und halten uns am Leben.“ – „Wie betet ihr denn zu Gott?“ fragt nun der Bischof. Da sagte der uralte Greis: „Wir beten so: ‚Ihr seid drei, wir sind drei, erbarme dich unser.‘“

Hier erreicht die Geschichte ihr Drehmoment. Auch wer nur marginal mit der christlichen Glaubenslehre vertraut, wird die Pointe sofort bemerken. Die Greise haben das christliche Dogma von der Trinität gründlich missverstanden. Auf ihrer einsamen Insel haben sie gerade noch so viel aus dem Katechismus behalten, dass Gott irgendwie drei ist. Und im Laufe der Zeit haben sie sich dann schlicht drei Götter vorgestellt – in vollkommener Analogie zu sich selbst. Wieviel tausende und abertausende Seiten sind in der Theologiegeschichte geschrieben worden, um genau dieses Missverständnis der Trinität abzuwehren. Das Bekenntnis zu seinem dreifaltigen Wesen soll den Glauben an die Einheit Gottes keineswegs aufheben.

Unser Bischof ist klug genug, sie mit der theologischen Theorie zu verschonen. Aber er bescheinigt ihnen doch, dass sie falsch beten. Und er macht sich daran, ihnen wenigstens das Vaterunser beizubringen als Ersatz für das unsägliche Gebetswort, an das sie sich gewöhnt hatten. Die Hirne der drei alten Männer funktionieren langsam. Und so ist es ein mühsames Unterfangen, ihnen die einzelnen Bitten des Vaterunsers vorzusagen und sie nachsprechen zu lassen. Es dauert den ganzen Tag, bis der Bi-

schof den Eindruck gewonnen hat, dass sie sich das Gebet des Herrn endlich gemerkt haben. Es dämmt schon, als der Bischof Abschied nimmt und seine Schiffsreise in dem frohen Bewusstsein fortsetzt, dass es ihm beschieden war, die Greise von ihrem Irrtum zu befreien und die rechtgläubige Weise des Betens gelehrt zu haben.

So sitzt der Gottesmann auf dem Deck, hängt seinen Gedanken nach und schaut auf das Meer hinaus. Aber was bewegt sich dort, mitten auf dem Wasser? Erst undeutlich umrissen, dann aber immer näher kommend, sieht der Bischof die drei Greise stracks auf das Schiff zulaufen. Und, ja, es ist keine Täuschung, sie gehen über das Wasser. Schon treten sie, auf dem Meer stehend, an den Schiffstrand heran und wenden sich an den Bischof: „O Knecht Gottes, wir haben deine Lehre vergessen! Solange wir deine Worte wiederholten, behielten wir sie auch: als wir sie aber nur eine Stunde lang nicht wiederholt hatten, war alles vergessen und unserem Gedächtnis entfallen. Jetzt wissen wir gar nichts mehr. Lehre uns von neuem!“

Und was tut der Bischof? Er bekreuzigt sich, neigte sich über das Bord zu den Greisen und sprach: „Auch euer Gebet wird Gott erreichen, ihr Greise Gottes. Ich bin nicht würdig, euch zu lehren. Betet ihr für uns Sünder!“ Und so schnell sie gekommen waren, kehrten die drei, über das Wasser eilend, zurück zu ihrer Insel, wo sie aus dem Blickfeld des Schiffes verschwanden.

So endet diese Geschichte, der ich in der letzten Woche unverhofft begegnet bin. Ich gestehe, trotz drängender Arbeit am Schreibtisch bin ich noch eine Weile auf dem Sofa geblieben, um diese kleine Episode nachklingen zu lassen. Ich glaube nicht, dass es nur an die Adresse der Orthodoxen geht, wenn dieser Bischof am Schluss einsieht, dass Frömmigkeit und Glaube letztlich doch nicht an den richtigen Begriffen und den rechtgläubigen Formeln hängen. Die drei Greise waren ja sicher Heilige. Sie haben es gar nicht gemerkt, dass sie wie Christus über das Wasser gegangen sind. Wer sollte ihnen einen Vorwurf machen, weil sie die Begrifflichkeit der Trinitätslehre so schauderhaft durcheinandergebracht haben? Wer wollte sie tadeln, dass sie nicht einmal das Vaterunser aufsagen konnten? Worauf es ankommt, ist immer das Herz. Es ist immer das, was ein Mensch in seinem tiefsten Inneren trägt, was sich dem Zugriff durch Definitionen und Dogmen entzieht. Und mancher und mache werden sich selber gar nicht oder nur undeutlich bewusst sein, dass da etwas ist, ein stilles Vertrauen und eine Ahnung von Sinn, von denen unser Leben getragen wird.

In der Welt der Religion wird kein Friede sein, wenn dieser Unterschied nicht beachtet wird: zwischen den Formeln des Glaubens und dem Glauben selbst. Nur dann, wenn das unterschieden wird, können sich Menschen mit verschiedenen religiösen Überzeugungen friedlich und tolerant als Glaubende begegnen.

Mir scheint aber, man müsste den Gedanken über den religiösen Bereich hinaus ausdehnen: Wir zeichnen uns ja auch sonst durch bestimmte Überzeugungen aus. Wir finden auch sonst, dass man so und nicht anders von bestimmten Sachverhalten sprechen sollte. Dass man, was die Sprache im Allgemeinen angeht, überhaupt nur so und nicht anders sprechen sollte. Natürlich entsteht unsere Identität durch Abgrenzung. Wir sind wir selbst, weil wir diese und nicht jene Ansicht vertreten. Weil wir so und nicht anders sprechen. Doch wäre es nicht auch da von Zeit zu Zeit sinnvoll, eine Unterscheidung einzuziehen? Eben jene heilsame Unterscheidung zwischen der Überzeugung, die einer oder eine vertritt – und der Person selbst, die hinter dieser Überzeugung steht. Die Person fällt nicht in eins mit der Position. Streiten ist unausweichlich und sogar notwendig, wo Menschen zusammenwohnen. Konstruktiv wird die Auseinandersetzung, das Ringen um den richtigen Weg, aber wohl erst dann, wenn dabei der Unterschied zwischen Position und Person im Blick bleibt. Anders gesagt: Wenn die Würde des und der anderen auch im Streit gewahrt bleibt.

Das macht den Bischof unserer Geschichte ja so sympathisch: Dass er die drei Greise nicht von der Polizei abführen lässt, um ihnen den Häretikerprozess zu machen (das hätte er wohl gekonnt), sondern dass er ihnen erlaubt, ihre ketzerischen Gebete weiter zu sprechen, weil er durch die Formel hindurch auf ihr Herz geschaut hat. – Ein solches Schauen wünsche ich Ihnen in der Stipe am Beginn eines neuen Semesters.

Ansprache des hl. Nikolaus beim Wichtelfest

15. Dezember 2021

Gelegentlich schaut der Nikolaus dem Ephorus über die Schulter, wenn sich dieser in ein Buch vertieft und mit dem Lesen gar nicht mehr aufhören kann. Dann muss es sich um ein besonderes Buch handeln. Das ist nicht immer der Fall. Gar nicht so selten ertappt der Nikolaus den Ephorus dabei, wie dieser beim Lesen ein Gähnen nicht unterdrücken kann, oder die Lektüre gelangweilt weglegt, um im Internet lieber schnell noch einmal die aktuellen Nachrichten des Tages abzurufen. Diese Bücher schauen meist schon von außen recht langweilig aus und tragen Titel voller Fremdwörter, mit denen der Nikolaus herzlich wenig anzufangen weiß.

Neulich hatte der Ephorus aber ein Buch mit nach Hause gebracht, an dem man schon rein äußerlich seine Freude haben konnte. Seine Stipendiat/innen hatten es ihm geschenkt: ein edles Cover mit einem wundervollen Blumenbild, Silberschnitt an den Seiten, ein feines Bändchen als Merkhilfe.* Das Buch hat der Ephorus fast ein bisschen ehrfürchtig in die Hand genommen und es sodann in einem Zug durchgelesen. Besonders angetan hatten es ihm die Berichte von Alpinisten vom Anfang des 20. Jahrhunderts, die in die ferne Bergwelt Georgiens aufgebrochen waren. Genauer gesagt war es die Region Swanetien, wohin diese Erkundungstouren geführt hatten. Das Buch handelte also von Swanetien, in dem die Gipfel des Kaukasus bis über 5000 Meter hoch aufragen.

Da neigte sich der Nikolaus noch weiter über die Schulter des Ephorus, damit ihm ja nichts entging von den fesselnden Berichten und den farbigen Illustrationen mit der Flora Swanetiens. Diese Gegend kannte der Nikolaus nämlich gut. Denn dort, in den Tälern und Schluchten des Kaukasus, waren die Menschen brav orthodox, wenngleich sie ihr Christentum immer noch mit einer Prise Heidentum vermischten. Aber wen sollte das stören? Als Orthodoxe pflegten die Swanetier eine große Verehrung für den Nikolaus. Und im niederen Teil des Landes hatten die georgischen Herrscher im 11. Jahrhundert eine Kirche errichtet, von der St. Nikolaus meinte, es sei die schönste Kirche von allen, die man je zu seinen Ehren errichtet hatte. Und wo gibt es das ein zweites Mal, dass nicht nur die Kirche, sondern auch der Ort („Nikordzinda“) nach dem heiligen Nikolaus benannt ist?

Die Kirche überwältigt durch das Ebenmaß ihrer Bauteile und durch die aus dem Stein gehauenen Ornamente an der Fassade, die üppig und erlesen zugleich sind.

* Gottfried Merzbacher/Anna Kordsaia-Samadaschwili/Abo Iaschaghaschwili: Durch den wilden Kaukasus. Geschichten über das georgische Traumland Swanetien. Illustriert von Kat Menschik, Berlin 2021.

Wenn der Nikolaus an seine Lieblingskirche denkt, fallen ihm die Zeilen des georgischen Dichters Galaktion Tabidze ein, der vor etwa einem dreiviertel Jahrhundert ein Hoheslied für Nikordzinda geschrieben hat. Darin wird auch danach gefragt, was für ein begnadeter Mensch der namentlich unbekannte Architekt wohl gewesen sei. Der Meister dieser Kathedrale müsse „mit Gott, dem Schöpfer, per Du gewesen sein“, dass er ihm erlaubt habe, diese Kirche, „das reichlich geschmückte Diadem auf dem Haupt der Erde“, zu erbauen.

Der Nikolaus musste sich dann von dem Buch lösen und den Ephorus allein in seinem Lesesessel zurücklassen, weil er ja heute noch ins Marburger Schloss aufzubrechen hatte, wo die Wichtel schon auf ihn warteten. Auf dem Weg dorthin ist ihm dieses Wort nicht mehr aus dem Kopf gegangen: dass mit Gott per Du sein müsse, wem es gelänge, ein vollkommenes Werk zu erschaffen. Ob der Ephorus in den langen Stunden an seinem Schreibtisch so ein Werk einmal zustande bringen wird? Ob die Wichtel im Schloss es einmal so weit bringen werden? Nun ist der Nikolaus ein alter Mann mit weißem Bart. Er hat viel gesehen. In zahllose Kinderaugen hat er geschaut, wenn er den Kleinen Geschenke in die Hand gedrückt hat. Wieviel Schönheit, wieviel Zukunft und wieviel Verheißung hat er in diesen Augen gesehen. Und wie oft ist er dann enttäuscht worden, wenn er mit ansehen musste, wie unstedt die Kleinen auf ihrem weiteren Lebensweg herumgestolpert sind. Seltsamerweise hat der Nikolaus in all den Jahren aber nie den Glauben aufgegeben, dass es einem jeden Menschenkind geschenkt sei, „mit Gott per Du“ zu sein. Es ist dem Nikolaus auch nie die Hoffnung ausgegangen, dass es einem jeden und einer jeden einmal gelingen könnte, ein Werk vollkommener Schönheit zu vollbringen. Vollkommene Schönheit läge für den Nikolaus bereits in einer bescheidenen Geste der Aufmerksamkeit, in der Selbstverständlichkeit gegenseitiger Hilfe und wechselseitigen Respektes, aber auch im Mut zu Aufrichtigkeit und in der Größe des Verzeihens. Mit diesen Gedanken hat der Nikolaus an die Pforte der Stipendiatenanstalt hoch über Marburg geklopft und sich im Kopfe noch schnell eine Ansprache zurechtgelegt. So in etwa würde er anfangen:

„Gelegentlich schaut der Nikolaus dem Ephorus über die Schulter, wenn sich dieser in ein Buch vertieft und mit dem Lesen gar nicht mehr aufhören kann. Dann muss es sich um ein besonderes Buch handeln. Das ist nicht immer der Fall. Gar nicht so selten ertappt der Nikolaus den Ephorus dabei...“ - aber den Rest kennt Ihr ja schon!

Ansprache im Gottesdienst zu Semesterbeginn

13. April 2022*

Natürlich ist es peinlich, wenn man versehentlich eine Doppelbelegung in seinem Terminkalender vornimmt – und wenn man dann die Repetentin darum bitten muss, die Ansprache vorzulesen und sich damit sozusagen zur *vox Ephori* zu machen. Für die latinumsfreie Zone in der Stipe: *vox Ephori* heißt übersetzt „Stimme des Ephorus“. Ich kann nur hoffen, dass es Frau Seidel nicht allzu unangenehm ist, meinem Text ihre Stimme zu leihen.

Wenn es nicht Latein sein soll, sondern etwas Englisches, um die ungewöhnliche Aufgabe, eine fremde Predigt vorzulesen, auf den Punkt zu bringen, dann fällt mir folgendes Bild ein: ein Hund, der vor dem Schalltrichter eines Grammophons sitzt und den daraus hervorgehenden Klängen aufmerksam zu lauschen scheint. „His master’s voice“ ist der Titel des Gemäldes, auf dem der Maler Francis Barraud 1898 seinen Hund, einen Terrier-Mischling namens Nipper, porträtiert hatte. „His master’s voice“: Das Bild wurde schnell zum Markenzeichen der englischen ‚Gramophone Company‘ und dann zahlreicher weiterer Plattenlabels. Später gesellte sich die Legende dazu, der abgebildete Hund habe andächtig der Stimme seines verstorbenen Herrchens gelauscht. – Zur Sprechsituation dieser Predigt passt das Bild nun eigentlich nicht: Denn erstens ich kann Ihnen versichern, dass ich mich noch unter den Lebenden befinde. Zweitens aber ist das Verhältnis von Ephorus und Repetentin sicherlich nicht vergleichbar mit dem Verhältnis von Herr und Hund (hoffentlich sieht das die Repetentin genauso!).

Bleiben wir trotzdem noch einen Moment bei „His master’s voice“. Das Bild wirkt wie ein Idyll. Der Hund scheint es ganz behaglich zu haben, auch wenn er sich vielleicht wundert, dass die Stimme seines Herrn seit neuestem aus einem seltsam gebogenen Blechrohr kommt. Immerhin: Er hört diese Stimme. Die Stimme, die ihm sagt, ob rennen oder sitzen soll, ob er bei Fuß gehen oder apportieren soll, kurz: die Stimme, die ihm sagt, wo es langgeht. – So behaglich hätten wir es manchmal auch gerne. Denn es nimmt uns manche Sorge ab, wenn wir nicht selber entscheiden müssen, was wir zu tun oder zu lassen haben. Es befreit uns von der Last der Verantwortung, wenn an höherer Stelle für uns entschieden wird. Natürlich kritisiere ich leidenschaftlich unsere Politiker:innen, das Präsidium unserer Universität oder unsere Kirchenleitung. Und gleichzeitig muss ich mir eingestehen, wie ungern ich in deren Haut stecken möchte! Auch in anderer Hinsicht wünschte ich mir oft eine Stimme, auf die

* Notgedrungen und dankenswerterweise von Frau Pfr.in Aline Seidel, Repetentin, vorgelesen.

ich einfach hören könnte: dann nämlich, wenn ich mir eine eigene Meinung bilden will, zum Beispiel wie unser Staat der Ukraine zu Hilfe kommen soll – mit der Lieferung von schweren Waffen? Da gibt es viele und sehr unterschiedliche Stimmen, die ich zu hören bekomme. – Ein beständiges Stimmengewirr auch in mir selber, der ich einen Beruf ergriffen habe, in dem ich fortwährend selber entscheiden muss, wie ich meinen Arbeitstag plane. Wo ist die Stimme, die mir zuverlässig sagen kann, was wichtig ist und Vorrang hat, und was noch warten kann?

Nun könnte man meinen, wenigstens in den großen Fragen des Lebens und wenigstens für religiöse Menschen gäbe es so eine Stimme. Hat Gott nicht zu uns gesprochen in seinem Wort? Lesen wir dieses Wort nicht in den Heiligen Schriften? Wird es uns nicht in jedem Gottesdienst vorgetragen? Kommt nicht, so der Apostel Paulus, der Glaube „aus dem Hören“? Das ist sicherlich so. Und doch wäre es auch hier ein ganz falsches Bild, wenn wir und das Verhältnis von Gott und Mensch so vorstellen wollten wie das Verhältnis von Schallplattenspieler und Hund. So spricht Gott nicht zu uns. Sein Wort steht uns nicht so zur Verfügung wie eine Schallplatte, die man an- und ausschalten kann (oder meinetwegen wie Spotify, was man je nach Bedarf laufen lassen oder irgendwann auch ausmachen kann). Gott bleibt in seinem Reden frei; er ist nicht manipulierbar. Heißt es nicht vom Geist Gottes, ehe wehe „wo es ihm gefällt“? Die Bibel, also jenes Buch, das wir „Wort Gottes“ nennen, weiß von Zeiten und Orten, an denen Gott gerade nicht gesprochen hat. Die Texte dieses Gottesdienstes nehmen die Stunde von Gethsemane in den Blick, also jene Stunde, in der Christus dem radikalen Schweigen Gottes ausgesetzt ist. Es ist die Nachtstunde, in der Christus an Gott zu verzweifeln und zu zerbrechen droht. In der Karwoche steht uns Christus vor Augen, der jene Not stellvertretend aushält und erträgt, dass Gott sich in seiner Unbegreiflichkeit entzieht und sein Wort in Schweigen hüllt.

Gott ist frei. Und das ist der Grund dafür, dass auch wir freie Geschöpfe sind. Gott hat uns nicht gewollt wie Hunde, die letztlich unselbständig bleiben. Wenn wir auf die Stimme unseres Herrn hören sollen, dann anders: Nicht so, als ob wir in der Religion höhere Anordnungen von oben empfangen würden, denen wir nur noch zu entsprechen hätten. Nicht so, als ob die Religion im Stimmengewirr unserer Zeit sogleich mit der ethisch korrekten Lösung aller Fragen aufwarten könnte. Aber vielleicht doch so, dass uns das Wort Gottes in Jesus Christus den Menschen vor Augen malt, der sich trotz Gottes Schweigen durchgerungen hat, seinen Weg der Liebe weiterzugehen bis hinein in das äußerste Opfer seines Lebens. Auf diesem Weg mitzugehen, das könnte uns entdecken lassen, wie man auch in unserer ratlosen und rastlosen Zeit Schritte der Liebe, der Versöhnung und des Friedens gehen kann. Aber wie genau das geht, das müssen wir schon selbst herausbekommen, jede und jeder

für sich. Mit dieser Verantwortung müssen wir leben. Und genau darin besteht unser Leben und darin liegt seine Würde.

Vielleicht habe ich damit einen Gedanken wenigstens andeuten können, der Sie durch die Kar- und Ostertage und darüber hinaus im neuen Semester begleiten kann. Wie immer wäre noch vieles zu sagen, aber meine Sendezeit geht zu Ende und es wird auch Zeit, dass Frau Seidel wieder mit eigenen Worten sprechen darf. Seien Sie mir begrüßt und bleiben Sie behütet!

Ansprache des hl. Nikolaus beim Wichtelfest

14. Dezember 2022

Meine lieben Wichtelkinder,

„von drauss‘ vom Walde komm ich her ...“ – aber nicht vom Burg- oder Kellerwald, sondern von viel weiter komme ich her. Wenn ich mich kurz vorstellen darf: Sankt Nikolaus. Berufstätigkeit: Bischof von Myra in Lykien, also Kleinasien, also heutige Türkei. Von dort ist es ein ziemlich weiter Weg bis nach Marburg und Ihr versteht, warum ich erst eine gute Woche nach dem 6. Dezember bei Euch vorbeischaue.

Wie man sich vorstellen kann, führt meine Route über Südosteuropa hier herauf in den hessischen Norden. Deutschen Boden bekam ich in Passau unter die Füße. Dort machte ich Rast und schaute auf einen Sprung bei dem katholischen Theologen Hans Mendl vorbei, der an der Universität Passau das Fach Religionspädagogik vertritt. Auf diesen Theologen war ich neugierig. Vor kurzem hatte er in einem Online-Magazin die volkstümliche Gestalt des Nikolaus scharf kritisiert (feinschwarz 5.12.2022). Bei den Nikolaus-Besuchen in Familien käme es zu einer „Pervertierung der ursprünglichen Bedeutung des heiligen Nikolaus im Zuge einer ganz schwarzen Pädagogik“. Mendl erinnert an Auftritte des Heiligen, meist in Begleitung des grimmen Knechtes Ruprecht, wo einseitig das Brav-Sein und der Gehorsam gegen die elterliche Autorität belohnt werde, dagegen mit Strafe gedroht werde, wo die Kinder nicht so folgsam waren. Ganz schlimm findet es Mendl, wenn die Kinder sich vor dem Besuch des heiligen Gottesmannes regelrecht fürchten. Im Marburger Schloss soll übrigens ein Professor hausen, der sich als ganz kleiner Bub unter den Wohnzimmertisch verkroch, als St. Nikolaus an die Zimmertür pochte. Das war natürlich nur eines der zahlreichen Doubles, die mich entlasten und in meinem Namen und mit meinem Aussehen die Geschenke bringen. Mag schon sein, dass manche dieser Doubles in früheren Zeiten über die Stränge geschlagen haben. Dass es die Angst vor dem Nikolaus aber heute noch gibt, das war mir neu. Und mir scheint, ein solcher Nikolausglaube hat sich nur noch im südöstlichsten Zipfel Deutschlands gehalten, im katholischsten und traditionellsten Teil des Bayernlandes. Ich werde fast wehmütig, wenn ich daran denke, dass es so etwas noch gibt!

Also, in Marburg und Umgebung wird man vergeblich nach Kindern suchen, die Angst vor dem Heiligen haben. Vielleicht muss man sagen: In der modernen, aufgeklärten Welt wird man lange suchen, um überhaupt noch Menschen zu finden, die Angst vor dem Heiligen haben. Das gilt für „den“ Heiligen genauso wie für „das“ Heilige. Und es ist ja auch richtig, wenn die Menschen die Angst vor dem Herrgott

und seinen irdischen Würdenträgern abgelegt haben. Denn Angst macht einem nicht das Heilige, Angst macht einem der Mensch. Zum Fürchten ist es, wie Menschen miteinander umgehen, was sie sich antun, nicht zuletzt: mit welchen Verhältnissen sie sich abfinden. Auf meiner Reise von der türkischen Riviera hierher war ich gezwungen, die Balkanroute zu nehmen. Was ich dort sehen musste, erspare ich Euch. Aber dass von diesem Elend in Euren Zeitungen so gut wie nichts zu lesen ist, das hat mich schon ein bisschen nachdenklich gemacht. Zum Fürchten ist der Mensch und was er in dieser Welt anrichtet. Gott, das bzw. der Heilige“, wäre schon auch zu fürchten, aber mit jener Furcht, die nach dem Wort der Heiligen Schrift „der Anfang der Weisheit“ ist (Sprüche 9,10). Die Furcht Gottes als Anfang der Weisheit, das wäre ein tiefer Respekt, ein waches Verantwortungsbewusstsein, Mut zum Handeln, eine Haltung, die aus Werten kommt, die man ruhig „ewig“ nennen darf.

Wo es beim Besuch von St. Nikolaus gut gegangen, da blitzte etwas von dieser gesunden Furcht auf. So kann es sich der Passauer Religionspädagoge noch heute vorstellen: Die Kinder dürften „vor der ehrerbietig und mystisch inszenierten Gestalt des heiligen Nikolaus gerne auch Respekt und heilige Scheu empfinden“, letztlich sollten sie „die Begegnung dankbar als menschen- und kinderfreundliche Zuwendung einer höheren Macht in Erinnerung behalten“.

Liebe Wichtel, selbst dafür seid Ihr schon viel zu groß. Ich gebe mich nicht der Illusion hin, dass Ihr vor mir „Respekt und heilige Scheu“ empfindet. Aber vielleicht *voreinander*? Das wäre eine schöne Illusion, der ich mich gerne hingeben würde. Ich muss den Herrn Mendl umgehend bitten, bis zum nächsten Jahr einen wissenschaftlich fundierten Aufsatz zu schreiben zum Thema: „Der Nikolausbesuch bei Studierenden unter besonderer Berücksichtigung fünfhundertjähriger Wohnheime“. Heute wünsche ich Euch ganz unwissenschaftlich frohe und friedliche Weihnachten und viel Freude an Euren Geschenken!

Geleitwort für den Jahresbericht 2023

„... sag beim Abschied leise Servus“. Peter Kreuder hat aus diesen Zeilen 1936 einen zum Klassiker gewordenen Abschiedssong gemacht. Dabei liegt die Originalität des Liedes nicht unbedingt in der Tonfolge; Kreuder hatte eine vergessene Melodie von Johann Strauß zugrunde gelegt. Originell ist, wie Kreuder diese Melodie rearrangiert und kongenial auf den Liedtext bezogen hat: wienerisch, leicht und abgründig zugleich. Der Refrain lässt sich wohligh-melancholisch vor sich hin pfeifen; seine ersten Noten kann man aber auch entziffern auf Kreuders Grabstein auf dem Münchner Ostfriedhof. Passt auch.

Ganz so dramatisch ist mein Abschied als Ephorus natürlich (und glücklicherweise) nicht. Doch ist es so, dass ich die Stipendiatenanstalt nach fast zehn Amtsjahren nicht nur vergnügt pfeifend verlasse, sondern auch mit einer gehörigen Portion Wehmut. Und, ein wenig Funeralmetaphorik benutzend, mit dem deutlichen Bewusstsein, dass vieles unfertig liegen geblieben ist, und manches, was ich mir vorgenommen hatte, unter die Räder des Alltäglichen geriet. Auch deswegen war es mir ganz recht, dass mein Abschied eher leise stattgefunden hat, im Kreis der Stipendiat/innen, ohne offizielles Brimborium. In diesen letzten Zeilen, die ich für einen Jahresbericht verfasse, soll freilich der Dank stehen für all das Schöne, das ich im Schloss hoch über Marburg erleben durfte, für alle Liebenswürdigkeit, die ich erfahren habe. Es ist ein großer und bunter Strauß an Erinnerungen, den ich aus der Stipe mitnehme. Ich danke den drei engagierten Repetentinnen, mit denen ich zusammenarbeiten durfte, der unvergleichlich hilfsbereiten Frau Achenbach, den Mitgliedern der Verwaltungskommission, allen voran Ex-Kanzler Friedhelm Nonne mit seiner unverwüstlichen Sympathie für unser Haus, und Frau Regina Sommer, unserer Ansprechpartnerin in der Landeskirche. Und natürlich danke ich allen Stipendiat/innen, die mit einem basisdemokratischen Elan unterwegs sind, wie er heute selten geworden ist. Dies vor allem habe ich in der Stipendiatenanstalt immer still bewundert.

Und das ist auch mein Wunsch für den zukünftigen Weg der altherwürdigen Anstalt, die auf das Jubiläum ihres 500jährigen Bestehens im Jahr 2029 zugeht: dass die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, selber zu gestalten und miteinander zu entscheiden, im Geist aufrichtiger Toleranz und immer auch mit einer Prise nachsichtigen Humors erhalten bleibt.



Hessische Stipendiatenanstalt
Collegium Philippinum
Marburg

LECTIO PHILIPPINA 2016

Prof. Dr. Christina Aus der Au
Universität Zürich

„Gott – eine Funktion des Gehirns?“

**Neurowissenschaftliche und
theologische Annäherungen an
das Phänomen der Religiosität**

Universitätskirche Marburg, Reitgasse 1
Montag, 6. Juni
20 Uhr s.t.

Im Anschluss an den Vortrag Imbiss im Kreuzgang



Hessische Stipendiatenanstalt
Collegium Philippinum

Lectio Philippina 2017

Heinrich Bedford-Strohm

Ratsvorsitzender der Evangelischen
Kirche in Deutschland

**„Von der Freiheit eines
Christenmenschen“**

Reformation und gesellschaftliche
Verantwortung

Universitätskirche Marburg, Reitgasse 1
Donnerstag, 1. Juni 2017
19:30 Uhr

Im Anschluss an den Vortrag Imbiss im Kreuzgang



Hessische
Stipendiatenanstalt
Collegium Philippinum

Lectio Philippina 2018

Harald Lesch

Institut für Astronomie und Astrophysik
LMU München

**„Nachrichten vom Rande
des Universums“**

Mit Improvisationen auf der Orgel
von Rüdiger Glufke

Universitätskirche Marburg, Reitgasse 1
Dienstag, 5. Juni 2018, 19:00 Uhr

Im Anschluss an den Vortrag Imbiss im Kreuzgang

DR. ELLEN
UEBERSCHÄR HEINRICH-BÖLL-STIFTUNG, BERLIN

EUROPÄISCHE UNION - WOHIN?
ZWISCHEN RETRO-, DYSTO- & UTOPIE



Lectio Philippina N°8

Lectio Philippina 2019.jpg

©COLLEGIUM PHILIPPINUM DER HESSISCHEN STIPENDIATENANSTALT, SCHLOSS 4, 35037 MARBURG

03 | 07 | 19

19.30 UHR

UNIVERSITÄTSKIRCHE